

derung des Journalisten ist es, sich in seinen Urteilen in keinem Fall davon leiten zu lassen. Es gibt übrigens auch Politiker, die haben erfrischend wenig Lust auf seichte Kommunikation. Oft sind sie allerdings nicht bei der CSU. Der Reporter war für seine Zeitung auch mal Korrespondent in Baden-Württemberg. Beim dortigen Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann fällt der Small Talk oft arg small aus. So richtig in Fahrt kommt Kretschmann nur bei religionsphilosophischen Fragen, bei denen bloß mitreden kann, wer Thomas von Aquin im lateinischen Original gelesen hat.

Damit sich Journalisten und Politiker auch mal etwas zwangloser begegnen können, ist das sogenannte Hintergrundgespräch erfunden worden. Dieses ist sehr nützlich, aber auch ein Geschenk für Verschwörungstheoretiker. Ein Politiker lädt Journalisten ein, um bei Butterbrezen oder, bei der CSU sehr beliebt, Weißwürsten sein Denken zu erläutern – «im Hintergrund», also auf Basis der Abmachung, dass er nicht damit zitiert wird. Im «Hintergrund» können sich Politiker nicht so leicht hinter Posen und Worthülsen verstecken; die Beobachtungen, die man hier machen kann, sind unverzichtbar. Politiker reden dann manchmal wie ganz normale Leute, was man dann allerdings auf gar keinen Fall schreiben darf.

Was man wann schreiben darf, kapiert man vollends erst nach einem Mathematikstudium. Ist eine Aussage als «unter eins» gekennzeichnet, darf sie der genauen Quelle zugeordnet werden, etwa: «Markus Söder sagte ...». Bei «unter zwei» wird es viel vager, der Name darf nicht fallen: «In der CSU-Spitze heißt es ...». Und bei «unter drei» darf man gar nichts schreiben. Wenn es doch jemand tut, wird alles von Söder und der CSU-Spitze wütend dementiert – und der Journalist wird nie wieder zu Weißwürsten eingeladen. CSU-spezifisch ist eine seltene vierte Variante, eine Art sich selbst zerstörender Hintergrund, nennen wir sie mal «unter vier». Beispiel: Seehofer sagt streng «unter drei», dass CDU-Spitzenkandidat Norbert Röttgen die NRW-Wahl ganz allein vermasset habe – ein Satz, der anderen schon zu denken zu brenzlich wäre. Plötzlich sagt Seehofer: «Sie können das alles senden.»

Es gibt natürlich auch Politiker, die sich selbst im Hintergrund nicht anhören wie ganz normale Menschen – da müssen dann schon ganz außergewöhnlich schmackhafte Weißwürste den Besuch recht-

fertigen. Und damit zu einem schlimmen ethischen Dauerkonflikt für Reporter: Essen. Darf man sich auf einem Parteitag kostenlos Fleischpflanzerl mit Kartoffelsalat reichen lassen? Und wenn ja, darf man hinterher in seiner Reportage schreiben, die Fleischpflanzerl bei der CSU seien wieder hart gewesen wie Eishockeypucks? Man will unbestechlich sein, aber auch nicht komplett undankbar.

Im besten Fall ist das Verhältnis von Journalisten und Politikern sportlich. Man muss der CSU zugutehalten, dass sie diese Regel stärker verinnerlicht hat als andere Parteien. Es muss schon viel passieren, dass ein Söder oder ein Seehofer ernsthaft beleidigt sind. Der Sozialdemokrat Helmut Schmidt hat Journalisten einst «Wegelagerer» genannt, dem Grünen Joschka Fischer wird der Fachterminus «Fünf-Mark-Nutten» zugeschrieben, allerdings nur von bössartigen Fünf-Mark-Nutten. Söder hat früher abschätzig von «Feuilletonisten» gesprochen, deren Stimmen er eh nicht brauche, doch das hat weitgehend aufgehört, als er merkte, dass er die Stimmen von Feuilletonisten braucht. Ein ziemlich guter Zustand ist es, wenn einen manche in der CSU für einen gefährlichen Kommunisten halten und zugleich manche in der SPD für einen menschengewordenen Anschlag auf die bayerische Sozialdemokratie.

Viele AfD-Fans sind ja überzeugt, dass Journalisten allmorgendlich von Merkel oder Söder in den Block diktiert bekommen, was sie gefälligst schreiben sollen. CSU-Leute würden so etwas nie glauben. CSU-Leute glauben höchstens, dass Redakteure der «Süddeutschen Zeitung» allmorgendlich vom Chefredakteur in den Block diktiert bekommen, was sie gefälligst schreiben sollen.

Gelegentlich hatte man sogar den Eindruck, als würden einige CSUler das Diktieren am liebsten selbst übernehmen. Als der Reporter vor fast zwanzig Jahren in seiner Ingolstädter Heimat erstmals über eine CSU-Veranstaltung berichtete, freute er sich über die herzliche Begrüßung gleich nach dem Pfarrer und über das ehrliche, aber erfolglose Bemühen des Ortsvorsitzenden, den Reporter zu sitzen. Mit auf den Weg bekam man die aktuelle Ausgabe des «Bayernkurier» und den Zuruf, man solle «was Gscheits schreiben» – eine Herausforderung, der man sich bis heute mit ehrlichem, aber erfolglosem Bemühen stellt.

Was ist was Gscheits? Da gehen die Meinungen auseinander. Das

zumindes bleibt überall gleich, egal, wo man in so einem Journalistenleben auf die CSU trifft: im Gemeinderat in Moorenweis, im Stadtrat in Ingolstadt, im Landtag in München. Manchmal wird der sportliche Umgang natürlich getestet. In der Nacht nach der Landtagswahl 2008, bei der die CSU erstmals seit 1957 die absolute Mehrheit verlor, stand der Reporter um zwei Uhr morgens am Pissoir einer Kneipe am Sendlinger Tor in München, als ein CSU-Mann ihn von der Seite anblaffte: «Habt's es jetzt endlich geschafft? Habt's uns endlich runterschrieben?»

Die CSU geriert sich als bayerische Staatspartei, das ist eine Anmaßung, aber auch eine Einladung an Journalisten, sich an ihr abzarbeiten. Diesen Punkt kann man selbst am Pissoir um zwei in der Früh begreiflich machen: dass man einer Partei, die ein Land so lange so sehr dominiert, besonders genau auf die Finger schauen muss. Recht machen kann man es unterm Strich dann eh nie allen, auch den Lesern nicht. Der eine Leserbriefschreiber wirft einem vor, einen «publizistischen Feldzug gegen die CSU» zu führen; der nächste fordert ohne Aufschub, man möge «endlich aufhören, die CSU in Watte zu packen». Vielleicht kann man sich ja auf einen Minimalkonsens einigen: Die CSU verdient weder Heiligsprechung noch Verteufelung, aber unbedingt Betrachtung.

Von der CDU-Vorsitzenden Annegret Kramp-Karrenbauer stammt die Beobachtung, dass Politiker sich zu sehr «um sich selbst drehen». Man muss natürlich zugeben, dass Journalisten da oft kräftig anschieben. Zumal im Fall der CSU mit ihrem Faible für Theatralik, im Fall einer Partei, die niemanden kaltlässt, die unwiderstehlich anzieht und unvermeidlich abstößt, die das Publikum von Garmisch bis Flensburg fesselt. Wie eine dieser Doku-Soaps im Fernsehen, deren Figuren so unglaublich sind, dass sie eigentlich nicht echt sein können. Die Aufmerksamkeit, die die CSU in den Medien bekommt, ist vermutlich noch größer als ihre eh schon bemerkenswert große politische Bedeutung.

Eines zumindest weiß man sicher nach zwei Jahrzehnten: Die CSU versteht sich als bayerische Dynastie, und die größte Beleidigung für sie ist es, wenn man sie als ganz normale Partei beschreibt. Nun muss man fragen: Ist das nicht ihr Schicksal in diesen Umbruchzeiten – eine ganz normale Partei zu werden? Früher redeten CSU-Leute all-

zeit so, als gehöre ihnen die Welt oder wenigstens dieser kleine Flecken, der sich Bayern nennt. Heute hören sich manche CSUler so verzagt an, dass man sie beinahe in den Arm nehmen möchte.

Für sich selbst hat der Reporter irgendwann beschlossen: Die CSU ist eine Partei, der man nur mit einer guten Mischung aus Ernst und Witz beikommt. Häufig kann man bloß den Kopf schütteln über sie, und dann muss man auch mal anerkennend nicken. Immer fühlt man sich bestens unterhalten. Klar: Unterhaltung ist keine Kategorie der Politik und sollte es auch nicht sein. Unterhaltung ist aber eine Kategorie des Berufslebens. Mit der CSU wird es einem Journalisten nicht langweilig, man blickt von einem Logenplatz aufs bayerische Welttheater. Ein ganzes Buch kann man vollschreiben über die CSU. Was Gscheits wird halt vermutlich nicht drinstehen.

Einleitung:

Bayerische Götterdämmerung: Aufstieg und Fall der letzten Volkspartei

Eine Bierzeltrede ist eine persönliche Prüfung für einen Politiker, man muss es ja überhaupt erst mal schaffen, eine Stunde in einem Dunst aus Bier, Schweiß und Bratfett zu sprechen, ohne heiser zu werden. Vor allem ist eine Bierzeltrede ein ständiges Ringen um die Aufmerksamkeit von Hunderten oder Tausenden Menschen, die sich an ihrem Tisch auch ganz gut selbst beschäftigen könnten mit ihrer Maß oder ihrem Hendl. Hier stellt sich der Redner dem Urteil des Volkes, und das Volk ist gnadenlos in seinem Rauschzustand, der ein bisschen mit Politik und ein bisschen mehr mit Alkohol zu tun hat. Zustimmung fühlt sich nirgends so gut an. Und Ablehnung nirgends so furchtbar.

Das Bierzelt war für die CSU immer ein mythischer Ort, an dem sie sich selbst ihrer Verwurzelung in der Gesellschaft vergewisserte. Die «Lufthoheit über die Stammtische» hat sie stets für den Schlüssel ihres Erfolgs gehalten – und was ist so ein Bierzelt schon anderes als ein riesiger Stammtisch, an dem geredet, gestritten und auch mal gerauft wird. Von «unserem Politiktempel» spricht Markus Söder gern, der Ministerpräsident und Parteivorsitzende. Im für ihn unglückseligen Landtagswahlkampf 2018 hatte man den Eindruck, dass der gebeutelte Spitzenkandidat Söder regelrecht Zuflucht suchte in seinem Tempel, diesem einen Ort, an dem die Welt der CSU wenigstens für ein paar Stunden noch heil wirkte. Die Leute klatschten für Söder, ein paar jubelten sogar, und hinterher postete er alles bei Instagram.

Eine alte CSU-Regel besagt, dass sich im Bierzelt der Querschnitt der Gesellschaft versammele. Das Bierzelt sei demnach der Ort, an